

Interview mit Prof. Dr. Horst Pöttker

Datum: 24. Februar 2006

Dauer: 1 h 23 min

Ort: Hochschule für Philosophie, München

Herr Professor Pöttker – erst einmal ganz herzlichen Dank, dass Sie sich hier während der Tagung Zeit genommen haben, das Interview zu führen. Für Sie zur Orientierung: Sie sehen, dass ich einen Leitfaden vor mir liegen habe. Dieser ist grob in drei Blöcke eingeteilt. Wir beginnen mit dem Fachverständnis, danach wird es um die Arbeitsbedingungen gehen und zum Schluss werde ich Fragen zu Ihrer Karriere und Lebenssituation stellen. Jetzt beginne ich auch schon mit der ersten Frage: Sie haben 1997 gemeinsam mit Arnulf Kutsch das erste Sonderheft der Publizistik unter dem Titel "Kommunikationswissenschaft autobiographisch" herausgegeben, in dem Nestoren der Kommunikationswissenschaft zu Wort kamen. In der Einleitung ist zu lesen, dass gerade in kleinen und jungen Fächern einzelne Wissenschaftlerpersönlichkeiten wichtig sind. Wie viel von Horst Pöttker steckt denn in der heutigen KW?

Von mir steckt in der KW gewiss, dass es in den letzten paar Jahren verstärkt Forschung zur Geschichte dieses Fachs in der Zeit des Nationalsozialismus und danach gegeben hat. Ich habe ja vor mittlerweile fünf Jahren durch einen Artikel, um den der Redakteur des *Aviso* mich gebeten hatte, etwas Staub aufgewirbelt in dieser Richtung und ich sehe mit großer Freude und auch mit einer gewissen Befriedigung, dass dieser Staub – der sich nun mittlerweile gelegt hat – doch auch längerfristige Folgen hat. Ich beobachte, dass in Leipzig, aber auch an anderen Orten, zu diesem Thema immer mehr geforscht wird als bisher. Ich weiß zum Beispiel auch, dass in dem nächsten Sonderheft der Publizistik – ich glaube, das ist Nummer 5 anlässlich des 50. Jubiläums der *Publizistik* – Wilmont Haacke sich im Rahmen eines Artikels zu diesen Fragen äußert, den Wilfried Scharf über ihn geschrieben hat. Und er sagt dort, meines Wissens zum ersten Mal, dass es in seinen Arbeiten von damals sehr regimekonforme und antisemitische Stellen gibt und dass er nicht die Kraft zum Widerstand hatte und dass er das bedauert, dass es dazu gekommen ist. Ich denke, das ist immerhin ein sehr positiver Effekt. Alle nach 1945 – die gesamte deutsche Bevölkerung – hätte so mit dieser Vergangenheit umgehen müssen. Denn man konnte ja die Bevölkerung nicht austauschen. Wenn man davon ausgeht, dass die meisten mitgemacht haben... Das schreibe ich auch dem kleinen *Aviso*-Artikel und den Folgen zu. Also

ein klein bisschen was von Pöttker steckt in diesem Fach, das er übrigens nie selber studiert hat. Aber dazu kommen wir bestimmt später noch, oder? *(lacht)*

Ja, genau! (lacht) Für die Befragung der Nestoren haben Sie mit Kutsch einen Leitfaden entwickelt, aus dem ich Ihnen nun zwei Fragen stellen werden.

Oh je, den kenne ich nicht mehr! *(lacht)* Also das ist schon lange her, das ist schon über zehn Jahre her...

... aber vielleicht kommen Ihnen die nächsten beiden Fragen dann doch bekannt vor? (lacht) Von welcher Forschungsperspektive, von welchem Gegenstandsfeld, oder gar welchem (in Anführungsstrichen) Paradigma lassen Sie sich bei Ihrer kommunikationswissenschaftlichen Tätigkeit leiten?

Ich bin geprägt von einem Ansatz, den ich aus der Soziologie kenne – das ist der handlungstheoretische. Das habe ich von Max Weber. Ich habe als Student, und auch später, sehr gründlich Max Weber gelesen. Mir hat es immer eingeleuchtet, dass wir in einem Fach, das sich Kommunikationswissenschaft nennt und nicht Medienwissenschaft oder höchstens Kommunikations- und Medienwissenschaft – aber im Zentrum steht eben doch der Aspekt der Kommunikation – dass es sich dabei um Handlungen handelt. Menschen, die kommunizieren handeln. Und der handlungstheoretische Ansatz geht ja von dem Gedanken aus, dass Handeln ein menschliches Verhalten ist, dem ein subjektiver Sinn unterliegt und dass es Regelmäßigkeiten dieser subjektiven Sinnbildung und Muster gibt. Das ist das, was wir in Zusammenhang mit Kommunikation untersuchen. Der Journalismus zum Beispiel, für den ich nun ausbilde im Rahmen dieses weitergespannten Fachs, ist eine Handlungsweise. Also ich komme von der Handlungstheorie – das ist nicht gerade der gegenwärtige Mainstream, der ja eher von der Systemtheorie geprägt ist. Und auch in einer anderen Hinsicht gehöre ich nicht zum Mainstream: in methodischer oder methodologischer Hinsicht würde ich mich als Kritischen Rationalisten bezeichnen. Ich weiß, dass wir der vorgegebenen Realität nicht... dass der Begriff der Objektivität sehr problematisch ist. Wir können der vorgegebenen Realität nicht habhaft werden, da spielen immer subjektive Wahrnehmungen, subjektive Interessen, subjektive Perspektiven hinein. Ich würde aber doch davon ausgehen, dass Wissenschaft die Aufgaben hat, einer ihr vorgegebenen Realität habhaft zu werden oder diese vorgegebene Realität zu erkennen. Ich würde das also nicht auflösen und sagen, dass ist alles nur Konstruktion. Ich würde dann lieber

bei dem Begriff der Rekonstruktion bleiben. Also, wir bemühen uns, vorgegebene Realitäten zu erkennen. Wir beobachten diese Realität übrigens nicht nur, sondern wir haben auch noch ganz handfestere Beziehungen dazu: Wir essen und trinken und wir leiden an der Welt und so weiter – auch als Wissenschaftler. Wir sind also nicht nur Beobachter. Das ist zum Beispiel einer der Schwachpunkte des konstruktivistischen Ansatzes, dass dort immer nur von Beobachtung die Rede ist. Aber an solchen Begriffen wie „Leiden“ oder dass wir unser materielles Dasein eben auch aus der Welt herstellen – daran sieht man eben schon, dass wir nicht nur beobachten. Und all das macht mich gegenüber dem konstruktivistischen Ansatz etwas skeptisch. So gut ich weiß, dass man die Wahrheit nicht schwarz auf weiß nach Hause tragen kann oder dass wir Wahrheit in einem Erkenntnisakt feststellen können. Wahrheitserkenntnis ist ein Prozess, der in Gang gehalten werden muss und er wird sicherlich auch dadurch in Gang gehalten, dass wir zugeben, immer subjektive Interessen zu haben und dass wir in gewissen Maße auch immer Erkenntnis konstruieren. Aber dass alles konstruiert ist und dass es sozusagen die Realität außerhalb des Subjekts gar nicht gibt – das teile ich nicht. Ich kann vielleicht noch am Schluss mit Lichtenberg argumentieren. Der Ober-Konstruktivist war ja bekanntlich Immanuel Kant, wenn wir nicht schon in die Antike zurückgehen wollen. Lichtenberg hat zweierlei zu Kant gesagt: Er hat einmal gesagt, man könne erkenntnistheoretisch gegen den Kant gar nichts einwenden – es gibt keine erkenntnistheoretische Möglichkeit, vorgegebene Realität zu konstituieren. Der Apparat unserer Wahrnehmung und unseres Denkens ist a priori vorgegeben und hinter den können wir nicht zurück. Aber auf der anderen Seite hat er auch gesagt dass die Kant'sche Erkenntnisphilosophie sagen mag, was sie will. Aber sie wird, wenn sie nicht zu einer belanglosen Lallerei werden will (*lacht*), wird sie doch zugeben müssen, dass es eine Welt gibt, der wir gerecht werden wollen. So, das sind die beiden Dinge, die Lichtenberg zu Kant gesagt hat. Und genau so teile ich das – das beschreibt, glaube ich, ganz gut die Position des Kritischen Rationalismus.

Jetzt haben Sie sehr viel über Ihre Forschungsperspektive erzählt – jetzt auch wieder eine Frage aus Ihrem Leitfaden: Haben Sie denn eine – Sie haben das auch wieder in Anführungsstriche gesetzt – eine persönliche Strategie, um diese Forschungsperspektive, Ihre Ziel in dem Fach durchzusetzen?

Nein. Ich bin kein Begriffsstrategie und kein Strategie in dem Sinne, dass ich jetzt unbedingt will, dass diese Perspektive zur dominierenden wird. Es ist meine Perspektive. Handlungstheorie und der Kritische Rationalismus – das sind die zentralen Begriffe, mit denen ich das beschreiben würde – das beschreibt meine Herangehensweise. Aber ich würde nie sagen, dass andere die

unbedingt teilen müssen. Ich halte sie für richtig. Aber ich finde auch, dass es wichtig ist, einen Pluralismus von Paradigmen, Perspektiven, Ansätzen und Methoden im Fach haben. In dieser Hinsicht habe ich wenig Ehrgeiz. Ich würde allerdings defensiv schon sagen: Wenn mir jemand sozusagen das Recht nehmen wollte, meine Perspektive zu verfolgen (*schmunzelt*) – dagegen würde ich mich dann wehren!

Würden Sie denn gerne etwas am DGPuK-Selbstverständnispapier ändern? Soweit ich mich erinnere, wird dort der Kritische Rationalismus als das vorherrschende Paradigma, der Konstruktivismus und die Systemtheorie als starke alternative Paradigmen...

... ja, das wird da vielleicht so formuliert. Aber ich glaube, dass es in der gegenwärtigen Realität des Faches umgekehrt ist! Der Mainstream ist konstruktivistisch und systemtheoretisch. Ich glaube, ich gehöre mittlerweile schon zu einer kleinen radikalen Minderheit – vielleicht ist das jetzt ein bisschen übertrieben. Aber es ist ja auch schon ein paar Jahre her, dass dieses Selbstverständnispapier formuliert wurde.

In Ihrer Antrittsvorlesung von 1996 erklärten Sie – ich zitiere: "Die Journalistik kann sich das Begriffs-Durcheinander ersparen, da sie über klare Abgrenzungskriterien verfügt, das ihre Forschungsfragen und ihren Wissensbestand durchwirkt. Das unterscheidet sie von der KW und der Medienwissenschaft. Der Fluchtpunkt für die Journalistik ist der Journalistenberuf." Was ist denn der Fluchtpunkt der KW? Oder anders gefragt: Was ist für Sie – gerade in Abgrenzung zur Journalistik – KW?

Keine Ahnung! (*lacht*) Also, ich denke KW ist schon eher etwas, das sich über den Gegenstand oder über eine Methode konstituiert. Ich habe das ja in dem Aufsatz, den Sie gerade zitiert haben, eher pragmatisch gemacht. Ich habe gefragt: „Was ist eigentlich Journalistik?“ Ich habe eine Professur für Journalistik, nicht für Kommunikationswissenschaft. Und meine Aufgabe war es zu sagen, was Journalistik ist. Und ich habe pragmatisch gesagt, dass es eine Wissenschaft ist, die den Journalismus begleitet so ähnlich wie die Medizin den Arztberuf oder die Pädagogik den Lehrerberuf oder wie die Theologie den Beruf des Seelsorgers – und wir können uns noch beliebig viele andere Beispiele denken. Mittlerweile begleitet die Ernährungswissenschaft den Koch-Beruf und so weiter und so weiter. Das ist einerseits mehr (*betont*) als Kommunikationswissenschaft. Zu der Journalistik gehören meines Erachtens auch Sachwissenanteile, die nicht in die KW passen, weil sie nicht Kommunikation zum Gegenstand

haben. Wir haben zum Beispiel in Dortmund auch Professuren für Recht und Wirtschaft – *nicht* für *Medienrecht*, sondern für Recht. Weil Journalisten über bestimmte Kernbereiche der Gesellschaft in der und für die sie arbeiten gut Bescheid wissen sollten – das Recht gehört dazu, die Wirtschaft gehört dazu. Ich bin dort für einen Sachwissenanteil zuständig, den kann man mit Sozialstruktur und Sozialgeschichte vielleicht beschreiben, weil ich ja mal Soziologe war. Also insofern ist es mehr. Journalistik ist nicht nur mehr, weil sie mehr Praxisanteile hat, sondern auch weil sie auch noch diese Sachwissenanteile hat. Auf der anderen Seite ist es aber auch weniger als Kommunikationswissenschaft, weil Kommunikation nicht unser Gegenstand ist. Es gibt Bereiche von Kommunikation, von kommunikativem Handeln, die für die Journalistik nicht interessant sind. Alles, was beispielsweise jenseits von öffentlicher Kommunikation ist – damit müssen wir uns nicht unbedingt befassen. Alles, was mit Medienpädagogik zu tun hat, damit müssen wir uns auch nicht unbedingt befassen. Journalisten müssen davon ausgehen, dass sie mündige Rezipienten vor sich haben, sonst können sie die Aufgabe, Öffentlichkeit herzustellen, nicht erfüllen. Insofern ist es weniger.

Die Aufgabe von Journalisten ist also das Herstellen von Öffentlichkeit. Warum sprechen Sie sich gegen die Werturteilsfreiheit des Fachs aus?

Berufsbegleitende Fächer können nicht werturteilsfrei sein, weil die Berufe, die sie begleiten, Aufgaben haben. Der Arztberuf ist natürlich an der ärztlichen Aufgabe des Heilens und Lebenserhaltens orientiert und insofern muss auch die Wissenschaft, die diesen Beruf auf rationale Füße stellt, an dieser Aufgabe orientiert sein. Und beim Journalismus ist es die Aufgabe, Öffentlichkeit herzustellen, Kommunikationsbarrieren – grafische und soziale, die mit der Modernisierung entstanden sind – durch das Herstellen von Öffentlichkeit zu überwinden, möglichst unbehinderte gesellschaftliche Kommunikation zu ermöglichen. Und als Wissenschaftler in diesem Fach haben wir den Beruf in diesem Bemühen zu unterstützen.

Welches Image hat den Ihrer Meinung nach in der Gesellschaft?

Das Fach Kommunikationswissenschaft oder die Journalistik?

Wäre schön, wenn Sie die Frage für beide Fächer beantworten...Ihre Frage an sich ist ja schon interessant und lässt darauf schließen, dass die KW und die Journalistik ein unterschiedliches Image haben.

Ich bin ja eine ganze Zeit in Amerika gewesen. Ich habe 2001 mein Forschungsfreisemester dort verbracht und bin seitdem in recht engem Kontakt mit amerikanischen Kollegen und insbesondere mit der University of Iowa, unserer amerikanischen Partneruniversität. Und ich habe gelernt, dass *beide* Fächer in Amerika ein völlig anderes Image oder Ansehen haben als es in Deutschland der Fall ist. Journalistik gilt in Amerika sehr viel – dieses Fach ist dort auch viel größer. Mindestens ein Drittel der amerikanischen Journalisten hat Journalistik studiert – nicht irgendein Fach, sondern Journalistik. Es gibt über 100 Journalistikfakultäten mit ähnlichen Studiengängen wie denjenigen, den wir in Dortmund haben. Das hat ein sehr hohes Ansehen in der amerikanischen Gesellschaft. Sie müssen in Amerika niemandem erklären, was Journalistik ist – das fand ich sehr angenehm. Ich war da und die Leute wussten, dass ich Gastprofessor bin an einer Universität und dann kommt die Frage: "Und für welches Fach?" Und dann sage ich: „Journalism“. Und dann leuchten die Augen und haben die auch einen Verwandten, der das studiert und wissen sofort, was das ist. Der Journalistenberuf hat einfach in der amerikanischen Gesellschaft ein besseres Standing – das ist besser bekannt, was das ist. Hängt sicher mit dem „First Amendment“ und mit der langen Tradition der Pressefreiheit zusammen. Also, die Journalistik zählt dort sehr viel. Sie merken schon, dass ich mit leuchtenden, glühenden Augen von Amerika spreche und dass ich das hier in Deutschland anders sehe. Hier in Deutschland muss man eben erklären, was das soll und was das ist. Und das ist manchmal recht mühsam. Hier wird ja Journalismus nach wie vor als ein Begabungsberuf verstanden – auch von vielen Chefredakteuren und Verlegern. Niemand hat etwas gegen Begabung und ich bin der allerletzte, der glaubt, dass zum Journalistenberuf nicht auch Begabung gehört. Ich möchte mich auch nicht in die Hand eines Arztes begeben, der nicht für diesen Beruf begabt ist. Aber Begabung ist nicht alles! Und ich glaube, man kann relativ schnell sehen, dass zum Journalistenberuf auch eine ganze Menge Wissen gehört, wenn man ihn verantwortungsvoll ausüben will. Insofern – und das ist jetzt wieder ein Blick auf diesen Sachwissenanteil, es gibt sicherlich noch andere Aspekte, warum wir eigentlich eine wissenschaftliche Grundlage für diesen Beruf brauchen – aus der Wissenschaft kommen ja auch Innovationen. Also ich glaube, dass der Journalismus und mit ihm dieses Fach in Deutschland ein weniger gutes Image hat.

Und weil Sie vorhin...

... ja, und jetzt kommt die KW – ich will das auch nicht vergessen! (*lacht*) Die communication departments sind an den amerikanischen Universitäten häufiger die schwächeren und kleineren

Institutionen. In Iowa gibt es zum Beispiel sowohl eine school of journalism als auch ein communication department und die school of journalism ist die größere und angesehenere Einrichtung. Das kommt, weil diese communication studies in Amerika aus der Tradition der speech-Ausbildung kommen – also Rhetorik, speech und so weiter. Und das ist im Grunde eine Ausbildung, bei der Politiker lernen, wie sie reden. Also im Prinzip eine Ausbildung für persuasive Kommunikation, wenn Sie so wollen. Das wissen die Leute auch und insofern ist die KW in Amerika immer ein bisschen unter Legitimationsdruck – weniger als die Journalistik. In Deutschland ist es umgekehrt. In Deutschland ist, glaube ich, die KW – auch aufgrund der relativ praxisfernen Tradition der deutschen und europäischen Hochschule, aber insbesondere der deutschen, Stichwort Elfenbeinturm – das angesehenere Fach. Journalistik muss man erklären. Ich will auch nicht verschweigen, dass es vielleicht auch an der einen oder anderen Stelle der Journalistik eine Neigung zum Praktizismus gibt – wo es dann nicht mehr unbedingt plausibel ist, dass es eine Wissenschaft ist. Das sehe ich auch kritisch im Hinblick auf mein Fach. Übrigens ist das hier in Deutschland, glaube ich, ausgeprägter als in den Vereinigten Staaten. Wir haben einfach noch nicht diese ausgeprägte, lange Tradition der wissenschaftlichen Journalistenausbildung. Die Institute in Amerika sind alle in den 20er Jahren entstanden. Die ersten Ideen dafür in Deutschland stammen auch aus der Zeit des ersten Weltkriegs. Karl Bücher, der das Institut in Leipzig gegründet hat, hat sich durchaus auch eine praxisorientierte Journalistenausbildung vorgestellt – weil er sich über den Journalismus des ersten Weltkriegs geärgert hatte. Aber es ist dann doch relativ schnell in die Tradition des Elfenbeinturms gekommen oder der Medien- und Kommunikationsanalyse, die nicht für einen Beruf gemacht wird, sondern sozusagen für sich selbst.

Jetzt haben Sie das Image der beiden Fächer in der Gesellschaft beschrieben. Kann man denn dieses Image auch 1:1 auf das Image in der Universität übertragen?

Nein, an der Universität haben beide Fächer, glaube ich, das Problem, dass viele Rektorate oder die Universitätsspitzen dieses Fach gelegentlich so aufgreifen als Stelle, wo die Öffentlichkeitsarbeit für die Universität gemacht wird. (*lacht*) Also das ist unter Umständen auch mühsam, solchen Menschen dann zu erklären, dass wir Wissenschaftler sind und dass wir nicht weniger Wissenschaft sind als die Naturwissenschaften oder die traditionellen Geisteswissenschaften. Also, ich will jetzt nicht in Details gehen... (*lacht*) Aber in dieser Richtung könnte ich aus meiner Universität auch eine ganze Menge Geschichten erzählen.

Sie haben vor fünf Minuten den Praktizismus in der Journalistik angesprochen. Es war ja vor 40 Jahren so, dass es zwingende Voraussetzung für eine Professur war, journalistisch gearbeitet zu haben. Inzwischen dominieren akademische Karrieren ohne längere Zwischenstationen in Medienbetrieben. Braucht ein Professor für KW Ihrer Meinung nach heute keine Praxiserfahrung mehr?

Auf jeden Fall braucht er das für Journalistik. Es muss nicht so sein, dass er über eine längere Zeit als Redakteur angestellt war – wie es zum Beispiel bei mir der Fall gewesen ist. Das nicht. Aber ich glaube, jemand, der für einen bestimmten Beruf ausgebildet, muss diesen Beruf kennen. Und ich würde noch weiter gehen: Er muss ihn nicht nur kennen, er muss ihn auch mögen! Ich kann nicht für einen Beruf ausüben, den ich nicht mag – kennen muss ja nicht unbedingt mögen heißen. Um die Aufgabe des Berufs zu begreifen, muss man ihn mögen. Und für die Journalistik sollte man eine Praxisphase hinter sich haben – wie die nun aussieht, das kann unterschiedlich sein. Aber sie sollte schon dazugehören. Wie bei den Ärzten! Ich sehe da ja immer diese Parallele... Ein Medizinprofessor, ein Chirurg sollte irgendwie auch vorher mal operiert haben. *(lacht)* Für die Kommunikationswissenschaft muss das nicht unbedingt sein, denn da gibt es ja auch noch andere Berufsfelder, für die dieses Fach ja auch in Frage kommt – wenn es denn überhaupt berufsbezogen sein muss. Kommunikationswissenschaft ist ja im Prinzip auch für Öffentlichkeitsarbeit, Werbung und viele andere Berufsfelder nützlich, kann sie jedenfalls nützlich sein. Ich denke, dass da die Praxiserfahrung nicht unbedingt sein muss. Ein gewisses Problem sehe ich darin, dass heute, glaube ich, sehr viele Kommunikationswissenschaftler den Journalistenberuf nicht unbedingt mögen. Eher umgekehrt: nicht mögen! Darin sehe ich schon ein gewisses Problem, ja.

Jetzt haben Sie mir mit „man muss seinen Beruf mögen“ ein wunderbares Stichwort gegeben. Herr Brosius hat im Interview berichtet, dass es keinen "Arbeitsalltag" im Leben eines Professors gibt und dass dies gerade das Schöne an dem Beruf sei. Man könne natürlich trotzdem von Mustern sprechen. Jetzt interessiert mich, wie bei Ihnen typischer Arbeitstag bei Ihnen aussieht.

Typischen Arbeitstag gibt es nicht, denke ich, weil die Arbeitstage im Semester und der vorlesungsfreien Zeit recht unterschiedlich aussehen. Wir können zum Beispiel mal die Komponenten aufzählen, die zum Arbeitsalltag eines Hochschullehrers in diesen Fächer, will ich jetzt mal sagen, gehören.

Ja, gerne!

Einen relativ großen Umfang bei mir hat die Beschäftigung mit Diplomarbeiten, Doktorarbeiten und alle dem, was man so zu begutachten hat. Ich denke, wenn man das verantwortungsbewusst machen will, dann sollte man diese Arbeiten auch gründlich kennen. Wenn man mit gutem Gewissen da Noten geben will und damit ja auch Berufsverläufe steuert. Im Übrigen finde ich das auch ein Geschäft, das nicht nur mühevoll ist, sondern das ist auch etwas, was uns weiterqualifiziert. Wir haben ja nicht immer so viel Zeit, die Originalliteratur zu lesen und für mich ist das insofern auch ein wichtiges Stück Weiterbildung. So dass ich doch relativ viele Arbeiten lese – von Habilschriften bis zu Studienarbeiten. Und natürlich auch die damit verbundene Lehre – Absolventenkolloquien und so weiter. Das hat einen relativ großen Raum. Vorbereitung von Lehrer hat auch einen gewissen Raum, einen nicht ganz kleinen Raum, wobei das im Laufe der Jahre etwas abgenommen hat – das routiniert sich. Da muss ich allerdings auch selbstkritisch sagen: Da ist es gelegentlich ganz nützlich, wenn man durch kritische Studenten darauf hingewiesen wird, wenn es sich routiniert, dass man von Außen mal wieder einen Anreiz bekommt, mal wieder etwas Neues zu machen und sich auch mal wieder frisch an irgendetwas ran zu machen. Dazu ist es übrigens auch gut, dass man alle vier bis fünf Jahre ein Forschungssemester hat. Sie haben mich jetzt gerade am Ende eines Forschungssemesters erwischt. Also, um den Kopf mal wieder frei zu kriegen und Dinge fertig zu kriegen, die man mal angefangen hat. Aber ich finde es fast noch wichtiger, den Kopf mal wieder von den Alltagsdingen etwas frei zu kriegen und auch mal wieder etwas Neues anzufangen. Dafür finde ich diese Forschungssemester sehr wichtig. Und ich finde, man hat auch schon fast die Verpflichtung, sie zu nehmen und sie vielleicht auch nicht unbedingt dort zu verbringen, wo man ohnehin seinen Alltag hat, sondern woanders hinzugehen. Ich bin vor fünf Jahren nach Iowa gegangen, davon habe ich schon erzählt. Jetzt bin ich in Wien gewesen und habe auch ein bisschen etwas Neues angefangen. Ich denke, wenn man dort bleibt, wo man ohnehin ist, dann bleibt man doch dem Alltag kleben und diese Funktion, dass man den Kopf frei kriegt, die hat es dann nicht. Das ist mir in diesem Semester sehr schwer gefallen, weil ich aus Gründen, die etwas mit Hochschulsebstverwaltung zu tun haben, ziemlich oft nach Dortmund musste. Wenn ich nach Amerika gegangen wäre, dann wäre das nicht so möglich gewesen! (*lacht*) Dann wäre die Versuchung oder Verpflichtung auch gar nicht so da gewesen. Dann wären ich und andere auch gar nicht auf die Idee gekommen, dass ich in Dortmund anwesend sein muss... Insofern habe ich mir schon vorgenommen, dass – wenn ich denn noch mal eines haben sollte, das ist noch nicht ganz sicher, wie das wird, das hängt ja auch mit Pensionsgrenzen und solchen Sachen

zusammen – ich das nächste Mal dann doch wieder eine Interkontinentalreise machen werde! *(lacht)* So, aber jetzt habe ich etwas angesprochen, was auch zum Alltag gehört: das ist die Selbstverwaltung und alles was mit dem zu tun hat, was Universitäten in ihrem Inneren tun, wenn nicht geforscht und gelehrt wird. Dass ist etwas, was in den letzten Jahren sehr stark gewachsen ist, was auch allmählich Überhand nimmt. Wegen des Bologna-Prozesses und wegen der Finanzknappheit der öffentlichen Hand. Hochschulen müssen Stellen abbauen und wir hatten noch nie viel Autonomie wie bei der Frage des Stellenabbaus. Aber an Hochschulen, die selber entscheiden dürfen, welche Glieder sie amputieren wollen, da fängt dann allgemeiner Kannibalismus an – zwischen Lehrstühlen, zwischen Fächern, zwischen Fakultäten. Und das erlebe ich im Moment sehr leidvoll. Ich sage Ihnen, was mich im Moment wirklich sehr bedrückt: Das Rektorat meiner Universität hat in der vergangenen Woche nach einem zweijährigen intensiven und teilweise kontroversen Diskussionsprozess zwischen meiner Fakultät, deren Dekanat ich angehöre, und dem Rektorat beschlossen, das Fach Geschichte abzuschaffen. Das tut mir ganz weh. Auch noch mit der Begründung, dass man die Sozialwissenschaften sonst nicht ausbauen kann. Man schafft also das Fach Geschichte ab, um die Sozialwissenschaften zu stärken – das tut mir ganz weh. Weil ich finde, dass das zusammengehört, das kann man nicht in ein Konkurrenzverhältnis setzen. Geschichte ohne Sozialwissenschaft ist verstaubt und Sozialwissenschaft ohne Geschichte ist flach – das gehört irgendwie zusammen. Das ist etwas, das mir ganz weh tut. Ich war an diesem Diskussionsprozess ziemlich intensiv beteiligt und wenn nicht noch ein Wunder geschieht und vielleicht eine Art öffentlicher Diskurs darüber entsteht, was ich mir eigentlich ein bisschen erhoffe und dann vielleicht noch mal zurückgerudert wird... Ist das also ein Beschluss, unter dem ich leide.

Sie sagten gerade, dass die Verwaltungstätigkeit in den letzten Jahren zugenommen hat. Können Sie prozentual – ganz grob – veranschlagen, wie das Verhältnis Forschung/Lehre/Verwaltung bei Ihnen ist?

Wenn Sie zur Lehre auch das Begutachten auch das Begutachten von Diplomarbeiten zählen... Ich denke, das gehört da dazu. Das ist sozusagen Lehre im Endstadium. Dann würde ich sagen: 40% Lehre und die beiden anderen Sachen jeweils 30 %. Wobei ich finde, dass es mehr Forschung und weniger Verwaltung sein sollte. Wenn es nachdem geht, was so den Kopf okkupiert und was einem dann unter Umständen auch weh tut und mit was man sich auch innerlich beschäftigt, da spielen dann diese Verwaltungsdinge eine größere Rolle – wie ich finde: eine zu große Rolle. Das hat ja, wie gesagt, auch immer mit Konflikten zwischen Menschen,

Fächern und so weiter zu tun. Da wäre, glaube, ich die Hochschulpolitik gut beraten, uns nicht immer wieder mit neuen Anregungen und neuen Forderungen und neuen Erwartungen zu konfrontieren, sondern uns dann wirklich auch mal unser Geschäft machen zu lassen. Da ist ja wahnsinnig viel in den letzten Jahren passiert – neue Kooperationen sollen sein und so weiter. Aber wenn man weiß, wie Wissenschaft funktioniert und wie Wissenschaftler arbeiten, dann weiß man auch, dass das doch sehr langfristige Prozesse über Jahre und Jahrzehnte sind und da kann man nicht einfach durch einen Beschluss – wo auch immer er gefasst wird, in einem Ministerium oder Rektorat – Kooperationen verordnen. Das dauert ein Wissenschaftlerleben lang bis sich so etwas herausbildet. Ich glaube, dass im Moment auch durch zu viel Wissenschaftspolitik Dinge kaputt gemacht werden.

Sie haben jetzt von drei Tätigkeiten gesprochen. Max Weber hat in seinem Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ von 1919 vom Doppelgesicht der Wissenschaft gesprochen und gesagt, ein Wissenschaftler müsse nicht nur Gelehrter, sondern auch Lehrer sein. Zwei Dinge, die eigentlich gar nicht zusammen passen würden. Was halten Sie von dieser Aussage?

Ein Professor sollte auch ein verantwortungsbewusster Lehrer sein. Aber das heißt nicht, dass man alles macht, was die Studierenden wollen. Ich möchte, dass meine Studenten etwas lernen. Und dazu muss ich in gewissem Maße natürlich auch wissen, was sie wollen. Aber es handelt sich um Lehre und nicht um öffentliche Kommunikation. Bei öffentlicher Kommunikation gilt der bekannte Spruch „Der Köder muss dem Fisch schmecken und nicht dem Angler“ – das ist schon richtig. Aber Lehre in einer Hochschule ist doch etwas anderes. Das hat etwas mit Pädagogik zu tun und irgendwie muss man schon auch voraussetzen, dass diejenigen, die man lehrt, in einem gewissen Punkt noch nicht mündig sind oder jedenfalls noch nicht so rausgebildet sind – sonst wäre ja der Job überflüssig, den man da hat, oder diese Aufgabe... Also, ich muss mir schon überlegen, was ich denen eigentlich beibringen soll – was sollen sie lernen? Was sollen sie sich aneignen? Das muss ich ihnen nicht vorkauen. Wichtig an einer Universität ist auch, dass dies in einem Prozess des aktiven Aneignens passiert und da sollten Studierende auch partizipieren an Entscheidungen, die für die Lehre wichtig sind – sowohl was die äußeren Bedingungen angeht als auch Themen, Stoffe und so weiter. Aber man hat als Lehrer auch eine gewisse Verantwortung. Man muss sich auch überlegen, was man eigentlich will. Ich habe nun zwei Gebiete, die haben sich in den letzten Jahren so herauskristallisiert, Berufsethik und Geschichte dieses Berufs. Das sind nicht die Ausbildungsfelder, die in den curricula immer ganz im Vordergrund stehen. Aber mir sind diese beiden Felder wichtig – auch wenn sie manchmal

unbeliebt sind. Also gerade Geschichte ist kein besonders beliebter Anteil in der Ausbildung! *(lacht)* Da muss man auch gegen Widerstände kämpfen – aber das gehört dann eben auch zu dieser Lehrertätigkeit.

Jetzt ist die Lehrtätigkeit eine Sache. Was ist Ihnen denn wichtiger – wenn man das mal so überspitzt formuliert – eine volle Lehrveranstaltung, ein Drittmittelprojekt oder ein Aufsatz in einer Fachzeitschrift?

Also schön wäre, wenn man das alles nebeneinander hat! *(lacht)* Wir haben immer noch die Idee der Integration von Forschung und Lehre. Ich habe ein Drittmittelprojekt, ein relativ großes, von der DFG gefördertes: "Mediale Integration ethnischer Minderheiten", auch kulturübergreifend mit Blick auf Nordamerika. Das mache ich gemeinsam mit meinem Siegener Kollegen Rainer Geißler. Und aus diesem Projekt entstehen auch Lehrveranstaltungen. Sowohl ich als auch die Mitarbeiter, die an diesem Projekt beteiligt sind, machen in diesem Bereich Lehrveranstaltungen. Und es entstehen daraus auch Publikationen. Also, das eine ergibt sich aus dem anderen. In dem Fall ist es nun so gewesen, dass es damit begonnen hat, dass es uns gelungen ist, dieses Drittmittelprojekt bei der DFG unterzubringen. Wenn ich ein Drittmittelprojekt mit einer anderen Thematik gehabt hätte, dann hätte sich mein Arbeitsschwerpunkt wahrscheinlich verschoben und ich hätte in anderen Bereichen publiziert. Also, die drei Bereiche sind also keine Konkurrenz, sondern hängen in der Praxis sehr eng miteinander zusammen.

Für wen schreiben Sie denn?

Sie meinen...

... für Kollegen, Studenten, Praktiker?

Mein Genre ist der Aufsatz. Diese dicken Werke sind nicht so mein Fall... *(lacht)*. Ich habe zwar eine Dissertation und eine Habilschrift geschrieben, aber ansonsten keine großen Bücher. Ich sammle zwar mal Aufsätze zu einem Buch, auch eigene und das ist dann wie eine Monographie. Aber irgendwie liegt mir diese etwas kleinere Form besser. Wobei die Aufsätze, die ich schreibe, dann auch eher einen größeren Umfang haben. Also innerhalb des kleineren Genres die eher größere Form... *(lacht)* Na ja, zunächst schreibt man ja für einen Publikationsort. Man überlegt, für welche Zeitschrift oder für welches Buch man schreibt. Und ganz häufig ist es beim Schreiben

ja auch so, dass man es tut, weil man darum gebeten worden ist – für einen Sammelband, eine Festschrift oder so etwas. Ohne diese äußeren Zwänge würde sicher auch viel weniger Wissenschaft produziert werden! (*lacht*) Das ist wie im Journalismus: Ohne Deadline passiert da nicht so viel. Wobei man ja auch sagen muss: Wir haben ja alle in dem Beruf eine relativ umfangreiche Arbeitswoche – das kann man, glaube ich, gar nicht in Stunden ausdrücken. Es gibt auch das Image des faulen Professors, aber ich glaube, dass das auf 99 Prozent der Professoren nicht zutrifft. Ich will nicht sagen, dass es das gar nicht gibt. So ganz seltene Ausnahmen würden mir vielleicht noch einfallen, aber ich will natürlich keine Namen nennen. Es mag sein, dass es das in ganz seltenen Fällen auch gibt. Aber in der Regel, wie gesagt so 98 oder 99 Prozent, haben wir exorbitante Arbeitszeiten – ähnlich wie Politiker oder alle diese Berufe, in denen man eben nicht diese festgelegten Arbeitszeiten hat und nicht um 16 Uhr den Griffel aus der Hand legt, Ärzte und so weiter. Alle diese Berufe haben enorme Arbeitszeiten und... Was haben Sie noch mal gefragt? Jetzt habe ich den Faden verloren... (*lacht*)

Für wen Sie schreiben.

Ach so, ja! (*lacht*) Man sagt dann zu und ganz häufig geschieht das im Auftrag. Wenn man für Fachzeitschriften wie die *Publizistik* schreibt oder ich habe noch eine andere Spielstätte, die im Fach jetzt nicht so bekannt ist, das ist die *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* – die ist als kommunikationswissenschaftliche Zeitschrift nicht so en vogue. Aber durch biografische Affinitäten kommt es dazu, dass ich relativ häufig für diese Zeitschrift Dinge geschrieben habe. Das tut man dann nicht im Auftrag – das sind dann sozusagen die Dinge, die man ohne Auftrag und ohne Verpflichtung tut und wo dann auch die Qualität höher ist, weil man das nicht unter diesem Druck tut. Also, das ist eigentlich das, was ich am liebsten tue: Aufsätze schreiben, bei denen ich mir das Thema selbst gewählt habe, die nicht in Auftrag entstehen und für eine renommierte Fachzeitschrift – wie eine dieser beiden genannten. Es gibt auch englischsprachige Zeitschriften, für die ich das schon getan habe. Das ist dann also das Publikum dieser Zeitschriften. In der Regel Wissenschaftler, aber auch Studierende, für die das dann auch unter Umständen zum Lernstoff wird. (*kurze Pause*) Das hofft man vielleicht, dass bei diesen wirklich guten Produkten, hinter denen man auch selber steht, dass das auch mal dieses Fach voranbringt und dass es dann in dieser Pyramide auch mal zum Lernstoff wird. Und in einigen Fällen weiß ich auch, dass das der Fall ist. Nicht unbedingt hier – das, was ich so fabriziere hat meiner Erfahrung nach im angelsächsischen Raum eine größere Chance zum Lernstoff zu werden.

Sie haben vorhin Ihre Habilitationsschrift angesprochen. Im Vorwort schreiben Sie, ich zitiere: „Anders als dem Künstler hat Goethe dem Wissenschaftler empfohlen, vor und während der Realisierung seiner Ideen möglichst viele Gespräche darüber zu führen. Ich bin diesem Rat selten gefolgt“. Bereuen Sie das? Wieso haben Sie das geschrieben?

Nein, das bereue ich nicht. Meine Habilschrift ist ja in einer Phase entstanden, in der ich als Journalist gearbeitet habe. Ich war Redakteur einer vom Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik herausgegebenen Zeitschrift. Ich war Journalist, wurde auch nach Journalisten-Tarif bezahlt und hatte auch ein Selbstverständnis als Journalist – obwohl es eine Fachzeitschrift war, die fünfmal im Jahr erschien. Ich habe zeitweilig auch die Öffentlichkeitsarbeit für dieses Organ verantwortet und produziert und ich habe in den Ferien und manchmal auch an Wochenenden, aber er waren eigentlich im Wesentlichen die Ferien, meine Habilschrift geschrieben. Das war ein relativ langer Prozess. Als ich dort hinkam in meine journalistische Tätigkeit, hatte ich schon ein Konzept für eine Habilschrift. Davor war ich in Siegen Assistent für Soziologie und ich hatte mir dieses Habilprojekt vorgenommen und es ergab sich dann die Gelegenheit die Hochschule zu verlassen und in diese journalistische Tätigkeit zu gehen mit einer gewissen Nähe zur Wissenschaft – und das fand ich sehr attraktiv. Ich habe mir dann aber auch vorgenommen, dieses schon sehr eng konzipierte Projekt zu Ende zu führen und das habe ich dann auch in etlichen Urlauben getan. Aber da kam nicht viel Austausch in Frage. Meine Habilschrift hat im Übrigen auch nicht viel mit Kommunikationswissenschaft zu tun, es ist eine handlungstheoretische Arbeit, die auf den Modernisierungsprozess angewendet wird. Die ganze erste Hälfte ist Weber-Interpretation, Weber'sche Handlungstheorie und so weiter. Es hatte also auch nicht viel mit meiner journalistischen Tätigkeit zu tun. Ich konnte das also nur in meinen Urlauben und ich habe das meiner Familie auch sehr abgezwungen –die fuhren immer mit mir in Urlaub und ich saß dann immer jeden Tag ein paar Stunden an diesem Werk und na ja.... *(lacht)* Es war nicht ohne Konflikte und mit wem sollte ich darüber reden? Ich war während der zehn Jahre, die ich bei *medium* war nicht sonderlich nicht mit dem Fach in Kontakt. Ich hatte Lehraufträge im Fach Soziologie in Freiburg im Breisgau und in Siegen. Und ich bin auch zu den DGPuK-Tagungen gefahren. Aber ich hatte nicht so enge Kontakte zu dem Fach und auch in der Soziologie nicht, weil ich eben eine journalistische Tätigkeit hatte. Viel anders hätte ich das also nicht machen können. Ob ich das bereue? Also, dass ich das zu Ende gemacht habe, bereue ich überhaupt nicht! *(lacht)* Ich glaube, jedes nicht abgeschlossene Projekt ist irgendwie eine Niederlage und da das fast die einzige Art war, damit zu Ende zu kommen, bin ich sogar ein

bisschen stolz darauf. Nicht nur auf das Buch selbst, sondern auch auf die Art, wie es zu Stande gekommen ist – denn so viele gibt es nicht, die das auf diese Weise hingekriegt haben.

Ihre Habilschrift ist Ihren Eltern gewidmet. Haben Ihre Eltern Sie denn bei Ihrer Universitätskarriere unterstützt?

In meiner Universitätskarriere haben sie mich gar nicht unterstützt. Sie haben insofern unterstützt als ich relativ lange studieren konnte. Ich gehöre ja zu der 68er-Kohorte und habe nach ein paar Semestern das Fach, das ich von zu Hause kannte – meine Eltern sind nämlich beide Mathematiker gewesen, meine Mutter lebt noch, die ist hoch betagt, 91 Jahre. Und ich war auf dem naturwissenschaftlichen Zweig in der Schule, ich habe leider deswegen nicht so doll viele Fremdsprachen gelernt. Das Englisch, das ich gelernt habe – ich hatte einen sehr strengen Lehrer in der Mittelstufe – hat sogar nach 40 Jahren noch ausgereicht, um an einer amerikanischen Universität zu lehren, obwohl ich es lange nicht praktiziert hatte! (*lacht*) Also von der Sprache habe ich viel mitgekriegt. Aber ich habe zum Beispiel nicht Französisch in der Schule gelernt. Großes Latinum natürlich, das gehörte damals noch zum Standard. Ich habe eine ausgesprochen naturwissenschaftliche Sozialisation, habe ein paar Semester Mathematik studiert. Ich sah dann aber auch die Berufstätigkeit insbesondere meines Vaters, der Mathematiker bei einer großen Versicherungsgesellschaft war und nebenbei einen Dauer-Lehrauftrag für Versicherungs-Mathematik in Hamburg an der Universität hatte. Mir gefiel diese Berufstätigkeit nicht. Mein Vater machte damals auch vieles, was heute, glaube ich, Computer oder Computerprogramme machen. Er hat auch viel gerechnet und das gefiel mir nicht. Und dann kam ja auch diese 68er-Phase, wo dann die Politik wichtig wurde. Und das war der andere Bereich, in dem ich in der Schule gut war: Geschichte und Deutsch war der eine Bereich. Naturwissenschaften war der andere. Fremdsprachen mochte ich nicht so. Und ich bin dann also in diesen anderen Bereich gegangen. Besonders, weil mir die Berufstätigkeit in der Mathematik irgendwie nicht so einleuchtete – die sah ich. Meine Eltern haben mich insofern unterstützt, als sie diesen Wechsel nicht negativ kommentiert haben. Sie haben das alles mitgemacht und haben mich relativ lange unterstützt – auch materiell - so dass ich relativ lange studieren konnte und das habe ich ihnen zu verdanken. Ansonsten haben sie sich für das, was ich dort getan habe, nicht so wahnsinnig interessiert. Ich kann mich erinnern, dass meine Mutter dann als meine Dissertation fertig war, gelesen hat und da hat sie mir mal ein paar anerkennende Worte gesagt. Sie hat gesagt, dass sie davon ja nicht so viel verstehen würde, aber sie würde doch merken, dass da ganz tiefe Gedanken drin stecken würden. Das erinnere ich noch. Ich habe diese Arbeit

eher meinen Eltern gewidmet, weil meine Eltern mir eine große Freiheit zum Studieren und in der Wahl, was ich beruflich machen wollte, gelassen haben. Da hatte ich nie große Auseinandersetzungen. Ich habe heute auch ein bisschen kritischen Blick darauf: In dieser Liberalität hat vielleicht auch ein bisschen Desinteresse gesteckt. Aber... *(lacht)*

Gab es denn rückblickend etwas, was darauf hingedeutet hat, dass Sie eines Tages Universitätsprofessor werden?

Ich glaube, dass ich relativ früh diese Vorstellung hatte – obwohl ich ja dann einen ganz anderen Berufsweg eingeschlagen habe und das dann lange Zeit gar nicht im Vordergrund stand und ich lange auch gar nicht daran gedacht habe. Aber in den ersten Studienjahren habe ich schon daran gedacht. Das hat mit meinem Vater zu tun. Mein Vater war, wie gesagt, Mathematiker und Assistent bei einem recht bedeutenden Mathematiker an der Universität Hamburg, der in der NS-Zeit zwischen 1933 und 1935 Rektor der Universität Hamburg gewesen ist. Sein Name ist Wilhelm Blaschke. Der Blaschke hat nach 1945 im Zuge des Entnazifizierungsverfahrens seine Professur verloren und dadurch hat mein Vater auch seine Assistentenstelle verloren und dadurch ist er nicht Hochschullehrer geworden – das wäre, glaube ich, der Beruf gewesen, der ihm am meisten gelegen hätte. Vielleicht habe ich dann so ein bisschen die Idee gehabt, was meinem Vater aus diesen Gründen nicht gelungen ist. Ich habe mich dann auch in den 1968er Zeiten sehr dafür interessiert, was der Blaschke geschrieben hat. Ich habe mir alle Bücher besorgt, die er fabriziert hat – das war ein sehr gebildeter Mann, der auch nicht so eine Engführung in der Mathematik hatte. Ich glaube, es war ein guter Rektor für eine Universität, auch mit einem weiten Blick für andere Fächer. Die Mathematik selbst kommt ja für ideologische Infektionen nicht in Frage, aber immerhin hätte man ja mal in Vorworten, Nachworten, Rektoratsreden... Ich habe alle diese Dinge ziemlich intensiv gelesen und habe immer nach den Stellen gesucht, die ein Entnazifizierungsverfahren legitimieren können und ich habe überhaupt nichts gefunden. Nichts, was irgendwie mit dem vergleichbar – auch nur entfernt vergleichbar! – ist, was ich in Schriften von Haacke oder auch von Frau Noelle-Neumann gefunden habe. Und das hat mich doch ein bisschen begleitet und darin habe ich auch eine gewisse Ungerechtigkeit gesehen. Das waren eben die Zufälligkeiten – er war eben Rektor zwischen 1933 und 1935. Und wie gesagt, ich habe mich einfach dafür interessiert. Ich habe diese Bücher teilweise auch heute noch. Mittlerweile verschenke ich die auch mal an den ein oder anderen Kollegen aus der Mathematik, weil ich selber jetzt nicht mehr so viel damit anfangen kann. Und ich denke auch, man kann meiner Herangehensweise an die Dinge in unserem Fach noch anmerken, dass ich mal

Naturwissenschaftler war oder dass ich eine solche Sozialisation habe. Ich möchte doch immer gerne eine These widerlegen oder beweisen. Ich habe nicht so ein Interesse an diesem Einerseits/Andererseits, sondern ich möchte immer gerne den Beweis für etwas antreten oder methodologisch korrekt gesagt: ich möchte Thesen falsifizieren. Und wenn es mir nicht gelingt, dann möchte ich sie dann wenigstens stützen. Irgendwie möchte ich, dass eine These da ist und wir am Ende dann auch eine konkrete Erkenntnis haben und ich glaube, das ist die Erbschaft dieser naturwissenschaftlichen Sozialisation.

Sie haben gerade gesagt, dass Sie relativ früh wussten, dass Sie Professor werden wollen...

... Hmm, wussten? Ich hatte diese Idee...

Ja, Sie hatten diese Idee.

Ja, ich weiß zum Beispiel auch nicht, ob ich ohne diese Idee die Habilschrift zu Ende gebracht hätte – irgendwelche Motive muss es dafür ja gegeben haben...! (*lacht*)

Wo Sie sich doch auch im Urlaub immer zurückgezogen haben... Wie kam es dann eigentlich dazu, dass Sie Professor für Journalistik geworden sind? Haben Sie sich zu einem bestimmten Zeitpunkt bewusst gegen die Soziologie entschieden? Wie kam das genau?

Ich denke, dass die Soziologie nach meinen zehn Journalistenjahren nicht mehr so furchtbar in Frage kam. Und die Journalistik war das Fach, in dem ich am meisten von dem unterbringen konnte, was ich gelernt hatte. Ich habe ja im Wesentlichen die Fächer Deutsche Philologie, also Deutsche Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft, studiert und Soziologie und Philosophie. Aber Germanistik und Soziologie waren eigentlich die beiden großen Anteile, wobei das auch ein bisschen geschwankt hat. Als ich mich in Kiel Ende der 60er Jahre für einen Doktorvater zu entscheiden hatte und auch für ein Fach, in dem ich promovieren wollte – da habe ich relativ lange geschwankt, es *hätte* auch Germanistik werden können. Das es Soziologie geworden ist, hatte auch mit privaten Konstellationen zu tun, über die ich jetzt nicht so viel sagen will. Ich konnte diese sprach- und literaturwissenschaftlichen Anteile, die ich im Studium gelernt und mir angeeignet hatte und das, was ich mir an Sozialwissenschaften angeeignet hatte *und* diese Praxistätigkeit – das konnte ich alles in dem Fach Journalistik unterbringen und das war für mich das Attraktive. Es gab nichts aus meinem kurvenreichen Berufsleben, das da sozusagen

überflüssig dabei gewesen wäre! *(lacht)* Abgesehen von den naturwissenschaftlichen Anfängen, die in der Tat waren dafür vielleicht überflüssig... Aber ich glaube, dass man sie immer noch ein bisschen merkt.

Jetzt haben Sie Ihren Weg als „kurvenreich“ beschrieben. Wenn Sie noch einmal 19 Jahre alt wären – würden Sie dann gerne Journalistik in Dortmund studieren?

(Überlegt lange) Wenn es damals, als ich die Mathematik verlassen habe, einen Studiengang Journalistik gegeben hätte, dann hätte ich den *vielleicht* gewählt. Weil ich damals nicht nur die Idee hatte, vielleicht Hochschullehrer zu werden, sondern durchaus auch die Idee hatte, Journalist zu werden. Hochschullehrer in dem Sinne ist ja nicht ein Berufsziel, das man sich am Anfang vornehmen kann – man hat das im Blick, dass das dabei vielleicht auch dabei raus kommen könnte. Aber man muss ja auch etwas konkretere Berufsfelder ins Auge fassen und da kam für mich schon der Journalismus ganz zentral in Frage. Aber wenn ich heute mit dem Wissen und aus der Perspektive von heute die Entscheidung zu treffen hätte, dann würde ich Geschichte studieren. Das habe ich leider nie, oder nie intensiv studiert. Ich habe zwar ein paar Vorlesungen gehört und ich habe auch eine Ahnung, was das ist – auch durchaus durch das Studium vermittelt. Aber ich habe das nie seriös studiert, obwohl ich ja heute auch so ein bisschen zum Historiker geworden bin – das habe ich übrigens mit meinem Vorgänger Kurt Koszyk gemeinsam, der auch nie Geschichte studiert hat, obwohl er das Standardwerk zur Pressegeschichte geschrieben hat. *(lacht)* Mit dem ganzen Wissen eines 60-Jährigen würde ich – also wenn der 19-Jährige das gewusst hätte, was der 60-Jährige mittlerweile weiß! *(lacht)* – dann hätte ich Geschichte studiert.

Was wären Sie heute, wenn Sie nicht Professor für Journalistik wären?

Dann wäre ich Journalist.

Hatten und haben Sie Vorbilder, die wegweisend für Ihre Karriere waren?

Ja, ich habe ein Vorbild. Das ist ein Soziologe, der 1933 Deutschland verlassen hat: Theodor Geiger, den habe ich durch meinen Doktorvater kennen gelernt. Mein Doktorvater hieß Paul Trappe, der ist letztes Jahr plötzlich und unerwartet relativ jung mit Anfang 70 gestorben. Der Trappe hat den Geiger in den 60er Jahren wiederentdeckt. Geiger ist Jahrgang 1891, hat Jura

studiert, war dann im Ersten Weltkrieg, ist dann als junger Mann aus dem Ersten Weltkrieg zurück gekommen und ist dann Rechtssoziologe gewesen. War dann relativ lange an der Volkshochschule in Berlin und hatte dann einen der ersten Lehrstühle für Soziologie in Deutschland, an der Technischen Hochschule in Braunschweig. Er ist dann 1933 emigriert. Nicht weil er... Bei ihm gibt es auch eine Phase, zwischen Februar 1933 und September 1933, in der man sieht, dass er sich anpassen wollte. Er hat zusammen mit NS-Soziologen Buchreihen herausgegeben und hat merkwürdige Briefe an diese Partei und mächtige Leute in Braunschweig geschrieben. Er war bereit, erhebliche Zugeständnisse an das Regime zu machen. Aber die Gestapo hat ihn richtiger eingeschätzt als er sich selbst und die hat ihn dann aufgrund seiner sozialdemokratischen und irgendwie linken Affinität vor 1933 seines Amtes enthoben. Und dann ist er sehr früh, im Oktober 1933, nach Skandinavien emigriert und ist auch nach 1945 nicht mehr zurückgekommen. Als Person habe ich ihn nie kennen gelernt. Ich habe eine seiner Töchter mal kennen gelernt, die Richterin in Dänemark. Aber ich kenne alle Schriften dieses Soziologen, der übrigens auch so etwas wie ein journalistisches Ethos hatte. Ich habe mal für eine Festschrift für den Paul Trappe einen Beitrag geschrieben: „Theodor Geigers journalistisches Ethos“. Auch ein eher handlungstheoretisch orientierter Soziologe, der sehr breit in seinen Interessen war: Rechtssoziologe und empirischer Sozialforscher. Er hat auch Medienuntersuchungen beim dänischen Radio gemacht. Und Anfang der 1940er Jahre hat er sich mit Werbung und Reklame auseinandergesetzt; Anfang der 1940er Jahre ein Buch mit dem Titel „Kritik der Reklame“ geschrieben. Einer der letzten Universalgelehrten in den Sozialwissenschaften. Das hat mir gefallen und auch ein grundsätzlich rationaler Zugang. Er hat sich mit den selben Themen beschäftigt wie die Kritische Theorie und die Frankfurter Schule, aber er hat nie die empirische Seite aus den Augen verloren. Und er hat immer ganz scharf seine Begriffe definiert und er hat das kritische, auch gesellschaftskritische, aber eben auch diese rationalen Standards und dieses „Immer-auch-den-empirischen-Beleg-haben-wollen“ und sehen wollen, wie es denn nun wirklich ist. Diese Kombination hat mir als Student schon imponiert und ich habe sowohl in meiner Dissertation als auch in meiner Habilschrift den ganz intensiv und breit rezipiert. Und das, was er sich so als Gedanken über den Journalistenberuf gemacht hat, das hat irgendwie auch tiefe Spuren in meinem Denken hinterlassen. Also insofern gibt es schon ein Vorbild.

Jetzt habe ich Sie nach Ihrem Vorbild gefragt. Inwiefern möchten Sie selbst denn für Ihre Studenten und Doktoranden Vorbild sein? Gibt es so etwas wie Pöttker-Schüler? (markiert gestrichelt Anführungsstriche)

(Überlegt) Keine Ahnung! *(lacht)* Das wird sich irgendwann mal rausstellen. Kann ich Ihnen nicht sagen - weiß ich nicht. Und das ist auch eine Frage, die ganz schwer zu beantworten ist. Das lasse ich mal lieber... *(Prof. Pöttker guckt auf seine Armbanduhr, die vor ihm auf dem Tisch liegt)*

Ich sehe gerade, dass eine Stunde schon vorbei ist! Haben Sie denn noch ein bisschen Zeit?

Ja, wir haben es schon ein bisschen überschritten, aber...

... ja, deswegen frage ich dezent an.

Ja, machen wir weiter.

Ja, gut, wunderbar! Wenn Sie sich einen Lehrstuhl aussuchen könnten, wohin würden Sie dann gehen wollen?

An welche Universität?

Ja.

(Überlegt) Also, dieses Berufsorientierte, was wir in Dortmund haben, damit habe ich überhaupt keine Probleme – das würde ich gerne behalten. Aber ich würde auch gerne irgendwo sein, wo es außer jeder Frage steht, dass das als eine seriöse, ernste und tiefgehende Wissenschaft betrieben wird. Und dieses Integrieren von dem Berufsbezogenen - ich will jetzt nicht unbedingt Praxis sagen, ich glaube, es kann nicht der Sinn einer Hochschule sein, das Mediengeschäft in der Hochschule nachzumachen. Bei uns kann das doch immer nur exemplarisch sein und es muss auch immer im Zentrum bleiben, dass dies Lehre bleibt. Die Uni ist ja auch eine Art Schonraum für Reflexion - wir müssen das reflektieren und aus dieser Reflexion können ja auch unter Umständen Innovationen kommen. Also, ich wäre gerne irgendwo, wo dieser Gedanke der Berufsbezogenheit auch einer tiefgehend theoretisch und empirisch orientierten Wissenschaft außer Frage steht - dort wäre ich gerne. Wo das genau ist, das kann ich Ihnen gar nicht so genau sagen. Im Übrigen auch dort, wo Berufsethik und die Geschichte dieses Berufs wichtige Anteile in der Journalistenausbildung sind.

Wie gefällt es Ihnen denn – gerade in Vergleich zu Dortmund – in Wien?

Ich habe in Wien eine Vorlesung „Einführung in die Geschichte des Journalismus“ gemacht. Dort steht nicht in Frage, dass Berufsgeschichte notwendig und sinnvoll ist. Ich habe da auch durchaus Zuspruch von Studierenden bekommen. Was in Wien nicht so ganz schön ist, sind diese ganz hohen Studierendenzahlen. Aber davon habe ich gar nicht so viel gemerkt, weil ich keine Vorlesung mit Hunderten von Studenten hatte, sondern ich hatte um die 80 bis 100 Leute - und die haben alle gut mitgemacht und waren alle bereit, am Ende eine kleine Klausur zu schreiben und haben alle kleine Hausarbeiten geschrieben. Das fand ich ganz angenehm. Was mir in Wien gut gefallen ist, dass da viele Kollegen sind, die auch Kommunikations- oder Journalismusgeschichte machen. Ich habe ja auch mit Herrn Langenbacher ein Projekt angefangen – für ihn bedeutet es weitergetrieben, für mich bedeutet es angefangen – „die Bedeutung des Judentums in der Entwicklung des modernen Journalismus“. Und das ist natürlich ein historisch orientiertes Projekt. Die Bedeutung, die Geschichte in Wien hat, das hat mir dort sehr gut gefallen. Ob ich da nun unbedingt eine Professur haben möchte... Ich meine, da spielt ja dann immer auch der Ort eine gewisse Rolle. Das Dortmunder Institut ist, was die das mediale Umfeld angeht, vielleicht nicht unbedingt der beste Ort für ein Journalistikinstitut - vielleicht wäre das in Hamburg, Frankfurt, Köln oder auch in München besser. Ich habe zum Beispiel gemerkt, als es den NRW-Teil der *Süddeutschen Zeitung* gab, da hatten wir plötzlich ganz intensive Praxiskontakte zu diesem NRW-Teil, weil eben viele unserer Studierenden da aktiv waren. Das gab einen richtig kleinen Ruck. Das ist ja nun leider ein Projekt gewesen, was nicht so gut überlegt war, was die Vertriebsdinge anging und das ist ja dann nicht sehr langlebig gewesen. Das habe ich sehr bedauert. Also, Journalistik in einer Universität, an der es auch viele Qualitätsmedien in der Nähe gibt – auch in der geographischen, räumlichen Nähe – das wäre auch schön! (*lacht*)

Was für Ziele haben Sie denn noch während Ihrer Tätigkeit als Professor?

Ich möchte gerne noch dazu beitragen, dass Berufsethik bei uns in der Ausbildung einen größeren Stellenwert kriegt. Wir haben uns jetzt auch nicht zufällig hier am Rande einer Medienethiktagung getroffen – ich bin eines der festangeschraubten Fossilien hier. Ich glaube, ich bin seit zehn Jahren immer um den 20. Februar herum hier in München.

Das ist immer hier?

Ja, das ist immer hier in der Hochschule für Philosophie. Das war am Anfang ein ganz kleiner Kreis und das ist jetzt doch erheblich größer geworden. Es gibt mittlerweile ja auch eine Fachgruppe „Kommunikations- und Medienethik“ in der DGPK. Ich habe zusammen mit Kollegen einen Verein gegründet, der sich „Verein zur Förderung der publizistischen Selbstkontrolle“ nennt. Ich bin der Vorsitzende dieses Vereins. Der hat im vorigen Jahr auch dieses Handbuch „MedienSelbstkontrolle“ herausgegeben. Ich weiß nicht, ob Sie das gesehen haben oder in der Hand hatten?

Ja!

In dem Bereich hätte ich gerne, dass sich etwas entwickelt. Aber Ethik nicht im Sinne von „Wie können wir jetzt einfach Standards, die im Pressekodex stehen wirksamer machen?“. Sondern Ethik als eine Wissenschaft, die auch diese Standards begründet und aus der auch Innovationen kommen. Mittlerweile ist der Pressekodex 30 Jahre alt und es haben enorme Entwicklungen in Gesellschaft und Medien statt gefunden, die sich meines Erachtens völlig ungenügend in diesem Kodex widerspiegeln. Beispielsweise geht es da nach wie vor um den klassischen Bereich der Printmedien - wir wissen aber, dass es durch den Medienwandel enorm viele Berufsbereiche in den Medien gibt, die auch an der Herstellung von Öffentlichkeit beteiligt sind und für die es jetzt weitgehend regulierungslos, was berufsethische Normen angeht, geht. Journalismus im Internet ist, wenn er nicht in enger Verbindung mit einem Printmedium passiert, ohne Pressekodex. Es gibt auch nichts im Pressekodex, was auf den Krieg Bezug nimmt – der stammt von 1973 und damals war Deutschland nicht an irgendwelchen Kriegen beteiligt. Das kam auch gar nicht in Frage, der Zweite Weltkrieg war lange vorbei und Deutschland war nicht voll souverän, konnte sich gar nicht international an militärischen Konflikten beteiligen. Das ist mittlerweile alles anderes geworden. Auch der ganze Bereich der Öffentlichkeitsarbeit, die Medien selbst betreiben - dass sie also selber Spenden sammeln und dieses ganze redaktionelle Marketing. Das sind so Bereiche, in denen es auch mal Standards geben sollte. Es gibt ganz viel, was da real statt gefunden hat und was sich nicht widerspiegelt. Es gibt auf der anderen Seite vielleicht im Pressekodex auch Überregulierung. Wenn Sie Journalisten vorschreiben, dass sie irgendetwas nicht sagen dürfen - was weder durch Persönlichkeitsrechte, noch durch Jugendschutz noch durch Gesetze abgedeckt ist – dann ist es immer problematisch. Diese Regel, dass man Nationalitäten nicht nennen darf, da kommt man in Konflikt mit der Pressefreiheit und auch mit

der Aufgabe des Journalismus. Dass es eine Antidiskriminierungsregel gibt, das halte ich für absolut notwendig. Aber dass die durch konkrete Formulierungsverbote schön gefüllt wäre, das ja dann auch gar nicht mehr auf Kulturwandel bezogen werden kann. Was vor 30 Jahren diskriminierend war, das muss heute nicht mehr diskriminieren und umgekehrt. Insofern bin ich da auch für ethische Regulierungen. Sie müssen aber den Journalisten auch immer genügend Freiraum für ihr Verantwortungsbewusstsein geben – sonst stößt man sie vor den Kopf und sonst passt das auch nicht mit ihrem professionellen Selbstverständnis zusammen. Also, da gibt es viel zu überlegen und möglicherweise auch zu verändern. Berufsethik als eine Wissenschaft, die das alles überlegt und diese Normen auf rationale Grundlagen stellt und sich natürlich auch überlegt, wie man sie wirksam machen kann – das kommt meines Erachtens bisher etwas zu kurz. Da habe ich mir was vorgenommen! Ich wäre nicht der Vorsitzende dieses Vereins, wenn ich mir da nichts vorgenommen hätte... *(lacht)* Und dann habe ich mir noch was vorgenommen – aber dazu werde ich wohl erst nach meiner Pensionierung kommen: ein Buch über Journalismus, das nicht systemtheoretisch und nicht konstruktivistisch ist, sondern historisch orientiert. Aber keine Geschichte des Journalismus als eine Sache, die abgeschlossen ist, sondern ein Buch über Journalismus, das eine historische Perspektive hat. Das versucht, die Entstehung dieses Berufs im Rahmen der Modernisierungstheorie zu behandeln. Aber auch mit Blick auf das, was konkret in diesem Beruf passiert. Dass auch Menschen, die in diesem Beruf arbeiten, etwas bietet: historische Vorbilder, unter Umständen auch historische Negativvorbilder, und die Nachvollziehbarkeit der Entwicklung dieses Berufs. Und indem es diese Entwicklung nachvollzieht, soll es auch über den heutigen Journalismus Interessantes sagen. Das habe ich mir vorgenommen.

Jetzt haben Sie eigentlich auch schon meine letzte Frage beantwortet: „Wo sehen Sie sich in zehn Jahren?“ Hinter dem Schreibtisch?

Das weiß ich nicht! *(lacht)* Ich bin in den letzten Jahren auch ziemlich viel rumgereist. Ich habe nicht nur Kontakte nach Iowa, sondern auch zwei russischen Universitäten und nach Oslo. Ich habe im vergangenen Jahr zusammen mit einem norwegischen Kollegen ein Buch herausgegeben, was auch historisch orientiert ist „Diffusion of the news paradigm 1850-2000“, also wie sich das angelsächsische Nachrichtenparadigma über die Welt ausgebreitet hat. Ich habe mich also in den letzten Jahren auch ziemlich international umgesehen und ich denke, dass das auch etwas sein könnte. Wenn Sie fragen „Wo“ – dann fragen Sie ja auch nach dem geographischen Ort... Wenn ich gesund bin und wenn ich mich noch gut fühle, wenn es mir so

ähnlich wie jetzt geht, dann könnte ich mich vielleicht auch in so ein Programm „emeritierte Hochschullehrer für Osteuropa“ oder für irgendwo auf der Welt einfädeln. Ich habe durch die Auslandsaufenthalte und durch die relativ vielen Auslandskontakte auch viel gelernt. Und dadurch weitet sich ja auch der Blick – es ist ja nicht so, dass man da für seine eigene Tätigkeit nichts mitnimmt. Ich glaube auch, dass sich ein Buch, das die Entwicklung des Journalistenberufs nachzeichnet, nicht nur auf die deutschsprachigen Länder beziehen kann. Dieser Beruf ist ursprünglich in den angelsächsischen Ländern entstanden. Daniel Defoe war, glaube ich, einer der ersten, die sich klar waren, dass er Journalist war – auch wenn er das nicht so genannt hat. Aber er hat über das, was er da eigentlich tut, schon nachgedacht. Er hat für Pressefreiheit und Urheberrechte gekämpft – also auch dafür, dass man von dieser Tätigkeit leben kann. Und er hat schon für die professionelle Wahrheitsnorm gekämpft. Ich glaube, dass ein solches Buch nur international geht. Also, es muss dann schon englischsprachig sein oder wenn es in Osteuropa ist, dann muss das Fach Germanistik stark sein und es muss Studierende geben, die an Deutschland interessiert sind. Rostow a. D. ist so eine Uni, wo das alles der Fall ist. Da könnte ich mich dann auch mal für eine zeitlang sehen. Ich habe auch einen älteren Freund aus dem Fach Anglistik, der das mit Anfang 70 getan hat – und das kann ich mir durchaus auch vorstellen. Also: Nur hinter dem Schreibtisch denke nicht, aber ohne Selbstverwaltung! (*lacht*) Also, von diesem Teil würde ich mich dann doch gerne entpflichten. Ich bin auch seit vier Jahren der Prodekan für Haushalt und Organisation in meiner Fakultät - das muss jemand machen und nicht, dass ich das ungern täte. Aber das ist in den Zeiten, in denen wir jetzt leben – mit diesen Budgetproblemen, mit diesem Umstellen auf Globalhaushalt, dem Umstellen auf andere Studiengänge und so weiter. Das hat dann auch eine Eigendynamik gekriegt, die anstrengend ist. Wenn es denn so sein sollte, dass ich mich davon verabschieden könnte und trotzdem irgendwie weiter in Forschung und Lehre tätig sein könnte solange ich gesund bin und Lust dazu habe, dann muss es also nicht nur hinter dem Schreibtisch sein - also Lehren durchaus auch.

Jetzt haben Sie sehr viel über Ihren Beruf gesprochen und ich habe Sie sehr viel gefragt. Gibt es denn etwas, was Sie gerne noch hier in dem Rahmen sagen möchten?

Ich würde gerne dem Fach selber noch etwas sagen... Ich habe über Berufsethik als einen Teil gesprochen. Aber wir sollten auch den anderen Teil – die Geschichte des Berufs - nicht vergessen. Ob man das jetzt Kommunikationsgeschichte oder Geschichte des Journalismus nennt... Das haben wir ja nicht! Es gibt ja bisher keine Geschichte des Journalismus. Wenn ich so

eine Vorlesung mache, dann mache ich das im Wesentlichen mit eigenen und ein paar anderen Aufsätzen, so kapitelweise. Wir dürfen, glaube ich, diese historische Dimension nicht vergessen. Das sollte sich nicht verselbständigen, das sollte also nicht Geschichte für sich selber sein. Sondern auch da sollte man fragen, wofür das eigentlich da ist und es sollte auch immer der Selbstverständigung dienen. Und Vergangenheit ist immer auch eine Art Experimentierfeld, auf dem man sieht, wozu Menschen in der Lage sind – sowohl in der negativen als auch in der positiven Richtung. Ein Fach, das sich sehr stark in diese sozialwissenschaftliche Richtung entwickelt und diese historische Dimension vergessen würde – davor möchte ich warnen! Ich könnte Ihnen jetzt noch ein Beispiel sagen: Wenn ich zum Beispiel eine Diplomarbeit kriege, die sich mit dem Jugendteil einer Zeitschrift oder Zeitung beschäftigt und da wird Jugend definiert als das, was zwischen dem zwölften und dem 30. Lebensjahr passiert, dann fehlt mir da so ein bisschen die historische Dimension. Eine historisch informierte Kommunikationswissenschaft/Journalistik/Sozialwissenschaft sagt, dass ist das, was zwischen der biologischen Reife und der Übernahme von Erwachsenenrollen passiert. Und wenn man so definiert, dann weiß man, dass Jugend irgendwie entstanden ist – das hat es nicht immer gegeben. In der Vormoderne und in archaischen Gesellschaften da fiel das weitgehend zusammen. Das ist also etwas, was mit der Modernisierung entstanden ist - man muss mehr lernen in modernen Gesellschaften, damit man Erwachsenenrollen übernehmen kann. Dann gibt es noch diese berühmte Akzeleration, die biologische Reife tritt also früher ein. Das ist alles im Wesentlichen im 19. Jahrhundert passiert, Jugend ist also ein relativ junges Phänomen. Und wenn man das wiederum weiß, dann weiß man auch, warum Jugend immer um Autonomie kämpft: Sie muss immer noch darum kämpfen, als eigene Lebensform anerkannt zu werden. Und wenn man das wiederum weiß, dann kann man sich daran erinnern, dass zum Beispiel Baldur von Schierach gesagt hat: „Jugend muss durch Jugend geführt werden“. Und dann man ein distanzierter und skeptischer Blick auf eine Jugendseite, deren Grundkonzept ist, dass sie Jugendliche selber machen müssen. Ich sage ja nicht, dass es verkehrt ist. Aber ich sage, dass damit auch immer das Problem der politischen und ökonomischen Instrumentalisierbarkeit verbunden ist, wenn die Jugend das selbst macht – wenn sie also so stark auf ihrer Autonomie beharrt. Das heißt dann auch, dass Kontexte nicht mitgesehen werden. Eine historisch informierte Journalistik würde da anders vorgehen als mit dieser Definition, dass Jugend das ist, was zwischen dem zwölften und 30. Lebensjahr passiert. Was sich ja auf alle Gesellschaften und auch auf die Frühphase menschlicher Entwicklung beziehen kann. Also es ist ganz wichtig, dass wir diese historische Dimension nicht verlieren! Und wenn ich so sehe, was im Moment an Hochschulen passiert, was auch in unseren Fächern passiert – was zählt den Geschichte und

Kommunikationsgeschichte noch? Dann sehe ich das, dass das Bereiche sind, die in Frage gestellt werden. Und in dieser Hinsicht bin ich ein Konservativer. Ich würde gerne diese Tiefe bewahren und ich würde auch gerne das Normative des Berufsethos bewahren. Ich glaube, dass das Normative und die geschichtliche Dimension unseren Fächern nicht verloren gehen dürfen. In der Hinsicht bin ich sehr konservativ! *(lacht)*

(lacht) Das war ja jetzt ein inbrünstiges Schluss-Plädoyer! Herr Professor Pöttker: Ich möchte mich ganz herzlich bei Ihnen bedanken.

Ihnen auch vielen Dank. Sie haben mich ja doch dazu gebracht, ganz schön viel zu erzählen... *(lacht)*.